



Jüdischer Friedhof im Vorgebirge

Predigt vierter Fastensonntag

1. Lesung: Jos 5,9a.10-12

Antwortpsalm: Ps 34

2. Lesung: 2 Kor 5,17-21

Evangelium: Lk 15,1-3.11-32

Das verlorene Paradies – so könnte die Quersumme der heutigen Lesungstexte lauten, obwohl dieses Wort nirgendwo auftaucht. Das Volk Israel ist aus Ägypten aufgebrochen und irrt 40 Jahre lang durch die Wüste. Dort stellte es Gott auf die Probe, als es sich gegen Gottes Weisung auflehnte. Vor Hunger und Durst sehnte es sich nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurück und hätte dafür die Sklaverei gern wieder in Kauf genommen. Der Psalm 95 lässt Gott schwören: „Sie sollen nicht eingehen in meine Ruhe!“ (Ps 95,11). In der ersten Lesung aus dem Buch Josua ist Israel im Gelobten Land angekommen, aber das Volk ist nicht mehr dasselbe. Alle, die ausgezogen sind, sind in der Wüste umgekommen, und selbst Mose hatte das Land nur von Ferne erblicken können. Die während der Wüstenwanderung geborenen Männer wurden beschnitten, und nun können sie Pessach feiern mit ungesäuertem Brot aus der neuen Ernte des Landes in Erinnerung an den Auszug aus Ägypten. Manna, das Brot vom Himmel, braucht es nicht mehr.

Auch im Evangelium, dem bekannten Gleichnis vom verlorenen Sohn oder besser vom barmherzigen Vater, bewirkt der Hunger die Rückbesinnung auf das Verlorene. Hier aber ist es nicht die Abkehr vom rechten Weg, sondern die Umkehr auf den Weg des guten Lebens. In der Rahmenerzählung geht es ja darum, den Pharisäern und Schriftgelehrten, die sich über Jesus hinsichtlich seiner Zuwendung zu den Zöllnern und Sündern empören, eine Lehre zu erteilen. Es geht wie so oft um das Spannungsverhältnis von Buchstabe und Geist, von Äußerem und Innerem. Jesus will dazu anhalten, auf das Herz des Menschen zu schauen. Für ihn gibt es keine Schublade, in die ein Mensch ein für alle Mal eingesperrt ist, sondern es ist immer Raum für Entwicklung und Veränderung. Nachher ist nichts, wie es vorher war, das verlorene Paradies kehrt nicht wieder, da der Mensch, der zurückkehrt, ein anderer geworden ist. Der Vater fasst es in Worte: „Denn dieser, dein Bruder, war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden.“ Nicht anders verhält es sich mit dem Volk Israel in der ersten Lesung: Durch die lange Zeit der Wüste ist es ein anderes geworden, es hat die Freiheit gelernt und dabei seinen Gott mit seinen Weisungen für das Leben gefunden.

Vom Neuwerden spricht auch die zweite Lesung aus dem Zweiten Korintherbrief: „Wenn jemand in Christus ist, dann ist er eine neue Schöpfung: Das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden.“ – Was für eine Behauptung! 2000 Jahre später sieht die Kirche, der der Dienst der Versöhnung anvertraut ist, ganz schön alt aus. Das ist aber nicht nur eine chronologische Feststellung, sondern wird von vielen auch engagierten Christenmenschen real empfunden, weshalb sie sich enttäuscht und verbittert von ihr abwenden. Die Aussage von der neuen Schöpfung ist allerdings an eine Bedingung geknüpft: „Wenn also jemand in Christus ist...“ Was kann das bedeuten? Sieht die Kirche, oder ehrlicher: sehen wir Christen, deshalb so alt aus, weil wir nicht in Christus sind? Das heißt wohl nichts anderes als versöhnt sein mit Gott, mit den anderen und nicht zuletzt mit sich selbst, wobei, das sagt Paulus, die Kraft dazu von Gott kommt; wir müssen es nur zulassen.

Die Pharisäer und Schriftgelehrten in der Rahmenerzählung des Evangeliums sowie der ältere Sohn im Gleichnis sind die Unversöhnten. Sie können sich nicht einlassen auf die Barmherzigkeit Jesu beziehungsweise des Vaters. Es bedarf einer Umkehr, einer grundsätzlichen inneren Wandlung. Das Wort des Paulus richtet sich an einen jeden und eine

jede von uns ganz persönlich: „Wir bitten an Christi Statt: lasst euch mit Gott versöhnen!“

Die neue Schöpfung ist ein Beziehungsgeflecht von Versöhnten. Die Dogmatische Konstitution über die Kirche des Zweiten Vatikanischen Konzils beginnt mit den Worten: „Christus ist das Licht der Völker.“ Wenig später heißt es: „Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, d.h. Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1). Vor knapp 60 Jahren war man von dem Optimismus geleitet, die inneren Erneuerungskräfte würden ausreichen, um den Herausforderungen der Gegenwart etwas entgegenzusetzen zu können. Heute ist bei vielen die Skepsis vorherrschend. Vielleicht muss die Kirche von unten her neu wachsen, aus der bedingungslosen Versöhnungsbereitschaft der einzelnen, aus denen dann die vielen werden können. Dann kann vielleicht die Herrlichkeit Gottes auf dem Angesicht der Kirche widerscheinen, um alle Menschen zu erleuchten, wie der Konzilstext als Wunsch formuliert. Aber auch hier wird es keine Rückkehr zum verlorenen Paradies geben, der Exodus führt in eine andere Wirklichkeit, oder, um ein anderes Bild zu verwenden, in ein neues Jerusalem, das aber, weil es von Gott her kommt, Grund zur Hoffnung und zum Trost auch in schwerer Zeit gibt: „Freue dich, Stadt Jerusalem! Seid fröhlich zusammen mit ihr, alle, die ihr traurig wart. Freut euch und trinkt euch satt an der Quelle göttlicher Tröstung.“ (Introitus vom 4. Fastensonntag; vgl. Jes. 66,10-11).

AG